

286834

246
31

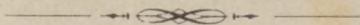
Ideen
aus dem
Kulturleben des Mittelalters.

Eröffnungsrede

des Präsidenten der St.-Ladislaus-Gesellschaft

Bischof Lorenz Schlaudy,

gehalten am 6. Dezember 1886 in der aus Anlaß des
25jährigen Bestandes dieser Gesellschaft stattgehabten
feierlichen Generalversammlung.



Budapest,

Buchdruckerei der Fester Lloyd-Gesellschaft.

1886.

286834

R2

ORSZ. SZÉCHÉNYI-KÖNYVTÁR
Nővédeknapló
1955 éy 6654 sz

R
1965



~~22064~~

Geehrte Generalversammlung!

Seit fünfundzwanzig Jahren unterstützt unsere anspruchslose Gesellschaft die in den Ländern des Ostens lebenden armen Katholiken und Ungarn; seit fünfundzwanzig Jahren wendet sie, soweit ihre beschränkten Mittel es gestatten, den minder gut dotirten Kirchen und Anstalten des Vaterlandes ihre Hilfe zu; und ihre Opferwilligkeit vergaß auch niemals der Bedrängniß des heiligen Vaters, des glorreichen Hauptes unserer Kirche.

Unsere Gesellschaft ist sonach jederzeit im Dienste erhabener Ideen thätig gewesen. Heute gedenkt sie mit dem Bewußtsein wohl-erfüllter Pflicht Rechenschaft zu geben von ihrer Gebahrung; und indem sie dies thut, tritt sie, bescheiden zwar aber in vollem Selbstgefühl vor das Publikum Ungarns und verlangt — keinen Lohn, wohl aber Anerkennung.

Vor fünfundzwanzig Jahren entstand im Geiste eines ungarischen katholischen Bischofs, Josef v. L o n o v i c s', die Idee der Unterstützung der ungarischen Csángós. Der Gedanke war neu. Die öffentliche Meinung Ungarns klammerte sich damals an das Andenken Körösi Csoma's, des Reisenden in Thibet und Anton Reguly's, des gelehrten Forschers der stammverwandten finnischen Sprache und hielt an der Hoffnung fest, daß in der Urheimath der Magyaren noch ein Stamm derselben leben dürfte, der berufen wäre hier im Vaterlande unsere stark zusammengesmolzene Zahl zu ergänzen; davon aber, daß in unserer nächsten Nähe, in der Moldau, noch 200.000 Ungarn leben, davon wußten nur Wenige. Man wußte nichts davon, daß diese vom Mutterlande abgetrennte ungarische Bevölkerung zwischen rumänische Elemente eingekelt, in der größten Gefahr schwebte, ihrer Religion und damit auch ihrer Nationalität gänzlich verlustig zu gehen; man wußte nicht, daß unter dem Einflusse der Jahrhunderte ein beträchtlicher Theil derselben seines Ungarthumes thatsäch-

lich bereits verlustig gegangen ist und nun weinend, in wehmüthigen Klagegesängen der verschwundenen Vergangenheit gedenke. Die noch Uebrigen aber — etwa 50.000 Seelen — blickten mit stummem Vorwurfe auf die ungarländischen Brüder herüber, die ihrer vergessen hatten.

Die Waffen der christlichen Völker Europas, mit den unsrigen vereint, hatten zwar Ungarn von der mohamedanischen Herrschaft befreit und unser Vaterland der westlichen Zivilisation wiedergegeben; aber die Balkan-Halbinsel, das Gebiet zwischen der Donau und dem Schwarzen Meere, dessen Boden vor Zeiten mit ungarischem Blute getränkt worden, dessen Länder heute noch einen ergänzenden Theil des ungarischen Reichswappens bilden, — dieses Gebiet war in seinem früheren Zustande verblieben. Die Türken sowohl, als die Anhänger der griechisch-orientalischen Religion, die in jenen Landen neben- und untereinander sesshaft sind, alle insgesammt sind ihren Traditionen, ihren Aspirationen, ihrem ganzen Wesen nach Orientalen, und so fand der Katholizismus, dieser hervorragende Stützpunkt der westlichen Kultur dortselbst nur wenig Gläubige. Und doch, welcher ungarische Staatsmann wollte verkennen, welche Fülle von Kraft dem Katholizismus innewohnt, wenn der zivilisatorische Einfluß desselben der starren Zurückgebliebenheit des Orients gegenübergestellt wird?

Sowohl, das katholische Element in jenen Gebieten verbreiten; den Einfluß desselben potenziren; Alles Dasjenige pflegen und kräftigen, was durch seine Attraktionskraft ehemals diese Länder unmittelbar mit uns verbunden hat und sie vielleicht heute der westlichen Zivilisation wieder näher bringen könnte; was Jahrhunderte lange Mißstände und Versäumnisse verschuldet haben, durch die Begeisterung und Opferwilligkeit der Nation, durch eine Thätigkeit wieder wett zu machen, welche kraft ihrer intellektuellen und moralischen Potenz die Grenzmarken der westlichen Kultur immer weiter gen Osten vorrückt und dadurch berufen erscheint, uns dort einen Interessentenkreis zu schaffen, auf welchen gestützt wir zum Mindesten die moralischen Garantien unseres staatlichen Bestandes zu mehren vermögen, — all das sind Strebungen, welche berufen erscheinen, die schönsten Aufgaben des katholischen Pflichtgefühles, wie des ungarischen Nationalgefühles und Patriotismus zu bilden.

Der unmittelbare Zweck unserer Gesellschaft ist: die Religion und Nationalität unserer Connationalen und unseres Stammes auch über die Grenzen des Vaterlandes hinaus aufrecht zu erhalten. Dieses Ziel birgt eine große nationale Idee in sich, deren Verwirklichung die Nation früher oder später unternehmen muß; denn der Weg der Kultur geht von West gen Ost und die ungarische Nation muß der Vorkämpfer dieses Zuges sein, denn das ist für sie eine Lebensfrage.

Ehedem das Schwert, heute der Geist; ehedem die rohe Gewalt, heute der moralische Einfluß; ehedem die eiserne Faust des Siegers, heute das freundschaftliche Verhältniß; ehedem zwangsweise Huldigung, heute der spontane Verkehr der zivilisirten Nationen, — dies sind jene Mittel, durch welche wir insbesondere heute das von den Vorfahren überkommene Erbe auf unsere Nachkommen übertragen können, indem wir dasselbe daheim mit aller Wärme der Vaterlandsliebe hegen und pflegen, nach außen hin mit all unserm kulturellen und moralischen Uebergewichte zur Geltung bringen.

Der Zweck ist derselbe, der er vor Zeiten war, die Mittel sind andere geworden. Ungarns Größe ein Jahrtausend hindurch, Ungarns Größe in der Zukunft: das ist unser Aller Stolz, unser Aller Herzenswunsch, unser Aller Gebet.

Und zur Erreichung dieses erhabenen Zieles hält die St.-Ladislauß-Gesellschaft die Grundsätze, die Ideen und die Kraft der katholischen Religion in erster Reihe für die geeigneten Mittel.

Möge es mir gestattet sein, heute, da sich die große Gestalt der Geschichte des Mittelalters, die Gestalt des großen Königs unserer Nation, des Schutzpatrons unserer Gesellschaft, Ladislauß des Heiligen glänzender denn je vor unseren Augen erhebt, in meiner Rede, wenn auch nur in kurzen Zügen, das Andenken an jenes Zeitalter wachzurufen, welches in der allgemeinen kulturellen Entwicklung Europas unter dem Einflusse des Katholizismus eine so glanzvolle Stelle eingenommen hat, in welchem Ungarn als Mitglied in die europäische Völkerfamilie eingetreten ist und unter der Wechselwirkung ununterbrochener Berührung und der herrschenden zivilisatorischen Ideen nicht nur hohen kriegerischen Ruhm gewann, sondern auch ein Faktor der herrschenden Kultur geworden war.

Es gehört nicht in den Rahmen meiner Ausführungen, ein Zeitbild zu liefern; nur in allgemeinen Zügen will ich einige hervorragende Ideen darstellen, welche zur Charakteristik der kulturellen Bestrebungen des Menschen geschlechtes insbesondere im Mittelalter dienen können. Ich bitte mich zu entschuldigen, wenn dieser mein Versuch demjenigen etwa nicht entsprechen sollte, was ich zu erreichen beabsichtige, nämlich: Eine bessere Meinung zu erwecken von dem als „finster“ verschrieenen Mittelalter.

Bis in die neueste Zeit herauf scheint die Ansicht gleichsam zur Ueberzeugung geworden zu sein, daß unter den Kulturepochen der Menschheit das Mittelalter die finsterste gewesen sei. In der Schule, wie in der Literatur wurde die Auffassung verkündet: daß vom Zusammenbruche des weströmischen Kaiserreiches bis herauf an das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Wissenschaft brachgelegen sei, die Kunst sich in primitiven, engen Grenzen bewegt habe, die Besitzverhältnisse unsicher und zerfahren, die Freiheit begraben, die Rechtspflege der Willkür preisgegeben, Handel und Gewerbe auf einige Städte beschränkt gewesen seien; all' das zusammen gibt dann ein Kulturbild, welches gar nicht schwarz genug gemalt werden kann, wenn es hinter der Wahrheit nicht zurückbleiben soll. Die materialistischen Auswüchse der Religiosität übten von der individuellen Freiheit an bis hinein ins Innere des Familienlebens, in allen gesellschaftlichen Verhältnissen und in der Regierung der Staaten einen völlig unerträglichen Druck, der alle Schrecken der Intoleranz, der Furcht, der Verfolgung mit sich führte.

Auf ein solches Zeitalter — so meint man — kann man nur mit Bedauern zurückblicken.

So war es bis in die neueste Zeit herauf.

Und heute?! Heute haben sich die Bibliotheken und Archive der Länder, der Städte, der Familien erschlossen und die lange begrabenen und eingemauerten Zeugen jener so sehr geschmähten Zeit beginnen zu reden, in Vergessenheit gerathene Ereignisse treten wieder in den Gesichtskreis, entstellte Thatsachen werden richtig gestellt, zahlreiche Behauptungen erweisen sich als Verleumdung, viele parteiische Urtheile finden ihre Korrektur, Wissenschaft und Kunst stellen sich in überraschendem Lichte dar und gleichwie wir aus den ausgegrabenen prähistorischen Funden auf das Kulturniveau jener Zeiten und Menschen folgern, so beginnt aus den zu Tage geförderten Urkunden des Mittelalters die Welt allmählig zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß diese Epoche durchaus keine so barbarische war, als welche sie bisher geschildert wurde; daß sie eine Stufe in der kulturellen Entwicklung war und daß sie dieser Auffassung entsprechend, verhältnißmäßig weder finsterner noch unwissender erscheint, als die heutige Zeit im Verhältniß zu dem langen Wege des Fortschrittes es ist, welchen die Menschheit noch zu machen haben wird.

Die Wissenschaft ist heute noch weit davon entfernt, alle jene Fäden zu erkennen, welche aus einzelnen Ereignissen ein großes Ganze: d a s L e b e n d e r M e n s c h e i t weben. Ideen an Ideen gereicht bilden das System, Thaten auf Thaten gehäuft bilden die Geschichte; aber weder diese noch jene können uns, aus dem Ganzen herausgerissen, den Schlüssel zu erschöpfender und gerechter

Beurtheilung irgend einer Epoche an die Hand geben. Das Leben des Menschengeschlechtes ist ein großartiger Organismus, welcher ebenso sein physiologisches Aufeinander hat, wie irgend ein lebender Körper.

Kein Organismus tritt fertig in die Welt; er entwickelt sich allmählig, bis er zur Vollkommenheit gelangt; die Natur fordert die Phasen der Entwicklung als Nothwendigkeit. Und deshalb kann der jeweilige Kulturgrad, den die Menschheit in dem einen oder dem anderen Jahrhunderte erreicht hat, nicht Anlaß zur Anklage bieten, denn es ist nicht ausgeschlossen, daß dereinst spätere Jahrhunderte die schwachen oder dunklen Punkte des XIX. Jahrhunderts hervorheben und vielleicht mit Recht von dessen verhältnißmäßiger Zurückgebliebenheit sprechen werden.

Im Mittelalter beobachtet der tiefer forschende Geist eine derartige gewaltige Bewegung der christlichen Welt des Westens, welche nicht auf das religiöse Gebiet allein beschränkt war, sondern in ihrer im vollsten Sinne des Wortes allgemeinen und tiefgehenden Auswirkung zum vorbereitenden Motor der modernen Kultur wurde. Denn ob wir nun die Evolutions-Theorie auf diese Periode der Kulturgeschichte anwenden mögen, wie dies die neuere Wissenschaft bezüglich aller Zweige der menschlichen Existenz thut; oder ob wir in der Erziehung der Menschheit das Walten einer höheren Hand: der göttlichen Vorsehung annehmen, — in beiden Fällen zeigt das Mittelalter, insbesondere vom XII. Jahrhundert an das bewundernswerthe Ringen des menschlichen Geistes, die zähe Ausdauer und den sieghaften Kampf desselben gegen die rohe Gewalt im interessantesten, und ich setze hinzu: im glänzendsten Lichte. Und das könnte selbst dann behauptet werden, wenn wir die einzelnen hervorragenden Thaten oder geistigen Errungenschaften, welche das Mittelalter so hoch erheben, bloß in trockener Aufzählung von Daten zusammenstellen wollten. Neben den Schattenseiten — von denen ja auch das XIX. Jahrhundert nicht frei ist —, hat diese Periode solche Lichtpunkte aufzuweisen, welche in ihrer intensiven Wirkung auch in die heutige zivilisirtere Zeit hereinleuchten.

Jedes Zeitalter empfängt seinen Charakter und seinen Werth von der Erhabenheit seiner Grundsätze und dem Adel seiner Ideen und der menschliche Geist und das menschliche Herz erscheinen uns um so größer, mit je größerer Sorgfalt und Kräfteanstrengung sie bemüht sind, die Wissenschaft zu fördern, oder die Gemüther zu veredeln. Und noch erhöht erscheint uns der Werth eines Zeitalters, wenn seine Grundsätze und Ideen so erhaben sind, daß deren Verwirklichung auch noch in den folgenden Jahrhunderten die schönste Aufgabe alles Strebens bildet.

Europa steht heute auf einer hohen Stufe der Kultur; kann es sich aber deshalb berechtigt fühlen, Griechenland barbarisch zu nennen, weil es in der Entwicklung des materiellen Wohlstandes nicht auf der Höhe unserer Auffassung stand, während aber seine Klassiker heute noch in Hinsicht der Gemüths- und Charakterbildung unvergleichlichen Einfluß üben und der Formensinn seiner Künstler, wie er sich in den auf uns gekommenen Meisterwerken ihrer Skulptur ausspricht, heute noch unerreichbar ist? Oder schätzen wir etwa Griechenland nicht vielmehr deshalb hoch, weil, obwohl es selber untergegangen ist, seine Philosophie und seine Kunst seinen Bestand überdauert haben und weil es heute noch unseren Philosophen und Künstlern eine Fundgrube ist? — Rom, das große Rom hatte eine entlehnte Kultur, denn seine Kultur war griechischen Ursprungs und griechischen Kolorits, aber seine Regierungsweisheit und sein Rechtsleben bilden heute noch den Gegenstand unserer Bewunderung und es gibt kaum einen juridischen Kodex in Europa, in welchem nicht die römischen Rechtsgrundsätze Ausdruck gefunden hätten. Und hatte Rom etwa keine Schattenseiten? Können wir beispielsweise bei Beurtheilung jener Zeit der entwürdigenden Lage der Sklaven vergessen?

Zu Beginn des Mittelalters löste die Völkerwanderung die Gesellschaft — man könnte sagen — in ihre Grundbestandtheile auf. Das Recht der Waffen, das ist: das Recht des Stärkeren, blieb nahezu drei Jahrhunderte hindurch das herrschende. (Odoaker 476 — Karl der Große 768.) Was die römische Kultur Großes geschaffen hatte, wurde entweder zermalmt, oder flüchtete hinter die Mauern der Klöster. Rohheit und Wildheit charakterisiren diese Periode. Die alte Zivilisation war untergegangen, neue Völker mit neuen Anschauungen, mit neuen Sitten traten in die Arena und errichteten ephemere Reiche, welche durch dieselben Gewalten, die sie ins Leben gerufen hatten, auch wieder zertrümmert wurden.

Alles war in Aufruhr und Gährung, nichts hatte Bestand. Volk drängte auf Volk, wie im erregten Meere Woge die Woge drängt; Staaten entstanden, um alsbald auf ihren Trümmern wieder neue entstehen zu lassen; Helden tauchten auf, um wieder zu fallen und anderen Heroen Raum zu geben.

Nur C i n e s stand unerschüttert fest und aufrecht inmitten der in ihren Grundvesten aufgewühlten Völkerfluth Europas: D e r K a t h o l i z i s m u s u n d d e s s e n H a u p t, d e r r ö m i s c h e P a p s t. Vom byzantinischen Kaiserthume verlassen, von der ungezähmten Ambition der orientalischen Kirche unablässig beunruhigt, von den ruhelos nach einander andrängenden Sunnen, Longobarden und Vandalen bedroht und beraubt, aber gleichwohl

ungebrochen stand er aufrecht und hütete und wahrte nicht allein die erhabenen Traditionen der Religion, sondern auch die Schätze der Wissenschaft. Unparteiische Historiker, ja selbst seine Widersacher lassen ihm in dieser Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren, als dem einzigen Faktor, welcher für Europa die Zivilisation gerettet hat. Und wenn wir diese drei Jahrhunderte der Verheerungen der Völkerwanderung auch immerhin das „finstere“ Zeitalter nennen, so dürfen wir doch nimmer vergessen, daß nicht die Kirche diese Finsterniß verursacht hat, ja daß gerade die Kirche es war, welche einer leuchtenden Fackel gleich zum Mittelpunkte alles Schönen und Edlen diente, das vor der verheerenden Gewalt der Waffen bei ihr Zuflucht suchte. Die Klöster waren ebensoviele Höhepunkte, hinter deren Mauern Wissenschaft und Kunst Pflege fanden. Mönche kopirten die Werke der Klassiker und ertheilten Unterricht; Mönche rodeten die Urwälder und kultivirten den Boden, befaßten sich mit Architektur und schufen die herrlichsten Werke der Bildhauerkunst.

Herder sagt: Ohne die römische Hierarchie wäre Europa eine mongolische Steppe geworden, denn sie war der alleinige Kulturträger, welcher der Nachwelt die Zivilisation vermittelte und wenn zur Zeit des Unterganges des westlichen Kaiserthums das Papstthum nicht gewesen wäre, so wäre die zweite Periode des Mittelalters, die Renaissance unmöglich geworden. Der Katholizismus bildete die Brücke, über welche hinweg die Zivilisation sich vor der Barbarei an sichere Stelle retten konnte und eben wieder er bildete das Medium, mit dessen Hilfe es der Kultur möglich wurde, ihren Weg weiter zu verfolgen.

Die Stellung des Katholizismus innerhalb dieser drei Jahrhunderte ist nicht darnach zu beurtheilen, was er äußerlich sichtbar geschaffen hat, denn inmitten der herrschenden Wirren hatte er seine Sorgfalt nicht so sehr auf neue Schöpfungen, als vielmehr auf die Konservirung des Vorhandenen zu richten; seine Stellung ist aus dem Gesichtspunkte zu beurtheilen, daß er durch sein Ansehen und seinen Einfluß Vielen vorgebeugt hat, was möglicherweise verhängnißvoll hätte werden können für die damalige europäische Gesellschaft und selbst für die gesammte Nachwelt.

Nach der Krönung Karls des Großen traten ruhigere und konsolidirtere Verhältnisse ein. Der menschliche Geist nahm seine Sisyphusarbeit auf, wie er dies thun mußte in jener Vorzeit, da eine glanzvolle Zivilisation um die andere unterging, mit dem Unterschiede jedoch, daß er in der zweiten Hälfte des Mittelalters einen mächtigen Stützpunkt in dem Katholizismus fand, welcher in zwei Momenten der Erbe der mächtigen Roma war. Das erste dieser beiden Momente ist: daß er die Grundzüge des römischen sozialen

und rechtlichen Lebens bewahrte; das andere: daß gleichwie Rom den Individualismus der unterworfenen Provinzen geschont hatte, so auch das neue Rom die geistige und moralische Entwicklung des Individuums in einheitlicher Harmonie förderte und dadurch der Freiheit die Bahn brach, dabei aber gleichzeitig in den bekehrten Ländern und Provinzen, während es die Eigenthümlichkeiten derselben respektirte, unter beständiger Aufrechterhaltung des religiösen Verbandes allmählig der mächtigste Hort ihrer Unabhängigkeit und Freiheit wurde.

Im ganzen Mittelalter beruhte die Organisation der Gesellschaft auf dem Lehnrechte. Dasselbe erscheint als ein neues Besitzsystem zum ersten Male in der Charta Karls des Dicken im Jahre 884. Unter Karl dem Kahlen (877) wurde es auf das Prinzip der Erbberichtigung basirt und verbreitete sich über ganz Europa, so daß es nach Guizot im X. Jahrhunderte bereits jene gefestigte Stabilität erlangt hatte, welche es als ein großartiges politisches System bis in die neuesten Zeiten herauf zum herrschenden machte.

Rom hatte seine agrarischen Verhältnisse auf die Sklaverei basirt und das war von solcher Auswirkung auf alle gesellschaftlichen Verhältnisse, daß selbst die Industrie eine gleichsam an dem Boden und der Scholle haftende Beschäftigung wurde. Sklaven bearbeiteten den Boden und verfertigten die hiezu erforderlichen Werkzeuge; Sklaven produzierten alle, wie immer Namen habenden Nahrungsmittel; Verwalter und Aufseher der Güter, Vertreter und Repräsentanten der Besitzer waren gleichfalls Sklaven.

Die Entstehung des Lehnsystems, welches für die politische und juridische Entwicklung der europäischen Völker von so großer Bedeutung war, welches das staatliche Leben der Völker Jahrhunderte hindurch beherrschte, die sozialen Verhältnisse vollständig umgestaltete und selbst dort, wo es de facto und de jure aufgehört hat, eine Nachwirkungen noch heute fühlbar macht, — die Entstehung des Lehnverhältnisses ist sehr schwer zu bestimmen. Es scheint, daß das römische Besitzsystem sehr bedeutenden Einfluß auf dieselbe geübt hat. Der Besitzer hatte sich nämlich sein Gut durch Waffengewalt erworben, konnte aber den Schutz desselben den Sklaven nicht mit Veruhigung anvertrauen; naturgemäß und gleichsam unter dem Druck einer Zwangslage beschenkte er denn seine Sklaven sowohl, wie seine reißigen Kriegsknechte mit gewissen Theilen des Grundbesitzes, wobei er sich aber das Eigenthumsrecht vorbehielt und von seinen Grundholden die Pflicht der Treue forderte um sie hiedurch sich enger zu verbünden. Es entwickelte sich also bei größerer Freiheit, bei, durch den Einfluß der christlichen Maximen bedingter größerer Schonung des menschlichen Selbstbewußtseins zwischen Herrn und Unterthan ein Verhältniß, welches

im Mittelalter sozusagen *conditio sine qua non* der Rekonstruktion der Gesellschaft war. Als die lange andauernden Wirren aufhörten, hatte damit nicht auch bereits das kriegerische Leben sein Ende erreicht; allein selbst der sieghafte Krieger, der sich aus seinem Beuteantheil ein Besitzthum, eine Burg oder einen Edelhof erworben hatte, begann zu fühlen, daß sein abenteuerndes Leben nur durch die Stabilität des Grundbesizes zum Besseren geändert werden könne; daß er nur in der Bebauung seiner eigenen Scholle die Befriedigung seiner Neigung zum Familienleben, die Erfüllung seiner Existenz-Bedingungen zu finden vermöge. Die hiedurch entstandene ruhigere Lebensweise, die edlere Denkweise, welche sich einstellte sowie das Kriegshandwerk seltener wurde, sie bildeten den Ausgangspunkt der fortschreitenden Zivilisation; die Grundholden, die sich im Bannkreise der Burgen und Schlösser ihrer mächtigen Lehensherren ansiedelten, verlegten sich auf Gewerbe und Handel, gewannen allmählig immer mehr Freiheit und immer größere Unabhängigkeit und bildeten so den Keim des bürgerlichen Elementes, welches nachmals dem Fortschritte so mächtigen Aufschwung geben sollte, welches die blühenden Städte schuf, als ebensoviele Zentren und Brennpunkte der Zivilisation.

Die eben geschilderte Entwicklung ging jedoch nur langsam, unter argen Geburtswehen vor sich, unterbrochen von vielen Katastrophen, nach harten Kämpfen, in denen zuweilen die barbarische Vergangenheit auf Kosten der menschlichen Würde zu triumphiren schien. Ideen reifen eben nur allmählig und die Marksteine des Fortganges der Zivilisation stehen in sehr großer Entfernung von einander.

Was übrigens auf die Sänftigung und Befestigung der Zustände und auf die Fortentwicklung im Interesse der Freiheit von ganz gewaltigem und theilweise überaus wohlthätigem Einflusse war, das sind das r ö m i s c h e R e c h t und die K i r c h e.

Das römische Recht war, abgesehen von der Sklaverei und der weniger edlen Auffassung des Verhältnisses der Kinder zu den Eltern und der Ehegatten untereinander; abgesehen ferner davon, daß sein Strafrecht kalt und barbarisch war, in Hinsicht des Privatrechtes u n v e r g l e i c h l i c h und g r o ß a r t i g. Die Bestimmungen desselben wurden in das kanonische Recht aufgenommen, es wurde an den, von der Kirche gegründeten Universitäten gelehrt und ging so allmählig auch ins Leben über. Ich verkenne nicht jenen ungünstigen Einfluß, welchen die Satzungen des römischen Rechtes auf das germanisch-christliche Gewohnheitsrecht ausübten, welches in seiner Auffassung so edel, in seinen Verfügungen so human, in seinen, auf die Bewahrung erhabener Gefühle und der menschlichen Würde gericht-

teten Bestimmungen jedenfalls höher steht als das römische Recht; aber andererseits kann ich mich auch der Würdigung jenes bewundernswerthen Systemes nicht verschließen, welches sich uns im römischen Rechte insbesondere bezüglich des Besitzrechtes zeigt.

Indessen hat die Kirche als geistige Weltmacht mit ihren nivellirenden Strebungen viele Gegensätze aufgehoben, vielen zerstörenden Tendenzen die Schärfe benommen und da in den kriegerischen Zeiten die Wissenschaft von den Laien fast ganz und gar in die Hände der Geistlichkeit übergegangen war, errang die Kirche allmählig ein Ansehen, welchem sich die Völker und die Fürsten derselben freiwillig beugten; ihre Macht wurde immer größer und größer, verbreitete sich auf immer weitere Kreise, so daß sie mit ihren Grundsätzen und Ideen die gesammten gesellschaftlichen Verhältnisse gleichsam durchgeistigte.

Eine Folge hievon war, daß die Kirche, obn.ohl nicht sie das Lehensrecht geschaffen hatte, dasselbe durch ihren Einfluß gleichwohl mit solchen Ideen verband, welche auch nach dem Aufhören des Lehensrechtes bestehen blieben und aus den heutigen gesellschaftlichen Verhältnissen nicht eliminirt werden können, ohne daß diese Verhältnisse selber erschüttert würden.

Schon Michelet bemerkt: Das Feudalrecht sei gleichsam die Religion des Bodens gewesen. Der Grundbesitz wurde also für so heilig erachtet, daß denselben anzutasten eine Sünde gegen die Religion sei. Unter der Herrschaft des Feudalrechtes war demnach Grund und Boden Alles. Das Feudalrecht ist außer Kraft getreten, allein können wir uns der Einsicht verschließen, daß die Heiligkeit des Eigenthumsrechtes auch heute die Existenz-Bedingung der Staaten, das Attribut der persönlichen Freiheit, das einzige konservative Element in den Fluktuationen der menschlichen und gesellschaftlichen Umgestaltungen bildet? Ist es zu leugnen, daß die Vorbedingung alles Gedeihens, aller wissenschaftlichen Bestrebungen, die Basis der Macht der Nationen, der Urquell der Vaterlandsliebe selbst in der Festigkeit des Eigenthumsrechtes ruhen?

Es ist nicht eben nöthig, daß sich Jemand als den mächtigen Herrn einer oder der andern Ritterburg fühle; es genügt, einen Grundbesitz zu haben, in welchem man sich inmitten der Veränderlichkeit des Geldwerthes und aller andern Werthe für die Zukunft gesichert fühlt; dabei muß man aber zugleich auch fühlen, von welch'

hoher Bedeutung im Mittelalter jenes Prinzip sein mußte, welches die Zerstückelung von Grund und Boden eben durch das Lebensrecht unmöglich machte. Das Unterpfand für die Aufrechterhaltung der Mächte einzelner Familien und in Folge dessen auch des Bestandes vieler Nationen waren in der Untheilbarkeit des Besitzes gegeben; das Gegentheil würde die Entkräftung der ganzen Nation nach sich gezogen haben.

Der Grundbesitz ist auch heute die Hauptstütze des Konservatismus und ich glaube nicht, daß die liberale Auffassung, zu welcher man sich im Gegensatz zu jenem letzteren mit Vorliebe bekennt, den heutigen sozialen Verhältnissen größere Stabilität und Festigkeit gewähren würde. Sollte dasjenige, was im Mittelalter unter den immer und immer wiederkehrenden kriegerischen Wirren die zuverlässige Rückendeckung bildete, sollte das auf jener Höhe der heutigen Zivilisation, auf welcher wir stehen und auf welcher die Neigung zu den Extremen kaum zu leugnen sein dürfte, nicht gleichsam als der rettende Falken dienen, wenn die dissolvirenden sozialen Elemente etwa das Uebergewicht gewinnen sollten?

Die Lebens- und Urbäual-Verhältnisse wurden unter dem wohlthätigen Einflusse der Kirche noch mit sonstigen edleren, auf den individuellen Charakter des Menschen bezüglichen Ideen verbunden: die Treue, die Opferwilligkeit, jene anmuthende Gestaltung der Lebensverhältnisse, in welchen der Burgherr jederzeit der Schutzherr, häufig der Vater seiner Grundholden war, — all das rief Zustände hervor, welche auf das Gemüthsleben tief einwirken mußten und welche die heutige selbstsüchtig angelegte volkswirtschaftliche Richtung nicht kennt.

Ich will nicht leugnen, im Gegentheile ich betone wiederholt, daß diese Verhältnisse, diese Zeit, dieses System ihre Schattenseiten hatten, aber welches Zeitalter hat deren nicht? Man vergleicht zuweilen die Unterthanen des Patrimonialrechtes mit den Sklaven und schildert ihre Lage in düsteren Farben; wenn wir jedoch den äußeren Anschein von dem Wesen der Sache unterscheiden, so wird wohl der Unterschied überaus augenfällig. Und ich frage, hat etwa unsere Zeit in gewisser Hinsicht nicht ihre Sklaven?

Hat nicht die fortschreitende Zivilisation, welche die Handarbeit immer mehr durch Maschinenarbeit ersetzt, hat sie nicht etwa die in der Arbeit liegende Freiheit zertrümmert? Die redliche Arbeit war jederzeit eine Panacee der Freiheit. Ein redendes Beispiel hiefür sind die Städte des Mittelalters, wo die Freiheit inmitten der Männer der Arbeit keimte und blühte. Und doch herrschte damals nicht das „e h e r n e L o h n g e s e z“ wie heute, da der Ertrag der Arbeit sich kaum so hoch beläuft, daß der Arbeiter davon das Leben zu fristen vermag. Welcher Stolz, welche Summe von Selbstgefühl lag in dem Bewußtsein des Arbeiters im Mittelalter, daß dasjenige, was er schuf, in seiner Gänze und in allen seinen Theilen, im Entwerfe wie in der Ausführung das Werk seiner eigenen Phantasie, seines eigenen Geistes, seines eigenen Fleißes sei! Er erblickte in seinem Werke sich selber und das erhöhte seinen eigenen, wie den Werth seines Werkes. Dagegen wuch eine moralische Depression mag nicht in einer Seele herrschen, die, an die Maschine gestellt, sich gleichsam selber als Maschine fühlen muß, dem Grundsatz der Arbeitstheilung gemäß immer nur Details und Theile sieht, das Ganze nur selten, das Werk in seiner Totalität gar niemals das Seinige nennen kann und sich vorfinden muß, wie Einer, der sich an einer Sisyphusarbeit müht, die er niemals zu vollenden vermag!

Was ist das Edlere, was das Erhabnere von Beiden? Und wenn wir solchergestalt konstatiren müssen, daß dies einer der dunklen Punkte unseres Zeitalters ist, werden wir deshalb das 19. Jahrhundert etwa ein finsternes Zeitalter nennen?

Das Lebenssystem war nicht überall eines und dasselbe. In seiner reinsten Erscheinungsform bestand es in den frankischen Ländern und in der Lombardei; einige Abweichungen zeigte es in Deutschland, einen wesentlichen Unterschied aber in Ungarn.

Jedoch war auch hier der König die letzte Quelle des Eigenthumsrechtes, so daß dasselbe von ihm ausging und wieder zu ihm zurückkehrte. Das System der Donation, welches bis 1848 das herrschende blieb, war verbunden mit der Pflicht der Treue, bewaffneten Kriegsdienstes und sonstigen bürgerlichen Obliegenheiten. Der fortschreitende Zeitgeist hat dieses Rechtsverhältniß überall in Trümmer geschlagen, aber es gänzlich zu vernichten vermochte er nicht. Die Grundgedanken desselben sind heutigen Tages noch herrschend. Auch heute betrachten wir das Eigenthumsrecht als ein von der Individualität des Menschen unzertrennliches Heiligthum, ebenso wie im Mittelalter und auch heute setzen sich die Staaten zur Wehr gegen jenen sozialen

Wahnsinn, der das Eigenthum Diebstahl nannte und die Auftheilung, die Zerstückelung desselben bis ins Unbegrenzte auf seine Fahne schrieb.

In Ungarn vollends ist es nichts weniger als eine untergeordnete Frage, ob Dasjenige, was unsere Gesetzgebung im Mittelalter im Interesse der Untheilbarkeit des Besitzes und in Folge dessen seines Verbleibens in den Händen ungarischer Familien gethan hat, eine so durchaus veraltete Institution sei, daß man die Aufhebung derselben um des Ruhmes des Liberalismus willen rathsam finden dürfte? Diese mittelalterliche Idee ist heute mehr den je eines der konservativen Elemente in der Existenzfrage Ungarns.

Eine andere interessante Erscheinung des Mittelalters ist das Papstthum als die oberste geistige Macht, und das römisch-germanische Kaisertum, welches die höchste Machtfülle in sich vereinigte, ohne gleichwohl die Unabhängigkeit der lehenspflichtigen Fürsten und Provinzen anzutasten. So groß auch immer bei gegebenen Anlässen der Antagonismus zwischen Papst und Kaiser sein mochte, nichtsdestoweniger waren die Kirche und der Lehensstaat durch enge Bande mit einander verknüpft. Es gab nur eine Weltanschauung, die sich auch inmitten der leidenschaftlichsten Kontroversen nicht verläugnete und diese Weltanschauung war eine erhabene und edle. Welche ideale Auffassung von dieser Institution herrschte, das hat eines der glänzendsten Genies des Mittelalters uns in unerreichbarer Weise überliefert.

Dieses Genie ist Dante.

Dante's „Divina Commedia“ studiren heißt soviel, als das gesammte geistige Leben, die gesellschaftlichen Anschauungen und politischen Kämpfe des Mittelalters in einer großen Synthese überblicken und wenn wir jene religiösen, staatsphilosophischen oder sozialen Ideen, welche dieser Dichtung zum Ausgangspunkte dienen, der poetischen Sprache entkleiden, so werden sie uns als solche erscheinen, die dem als finster verschrieenen Mittelalter nur zur Ehre gereichen.

Ein Gott, ein Kaiser, ein Glaube, ein Recht, welches in Dingen der Religion vom Papste, in weltlichen Angelegenheiten vom Kaiser regiert wird: das war die herrschende Weltanschauung des Mittelalters. Das Christenthum war damals nicht bloß ein Studium, es war die Lebensordnung Europas und hatte die Geister und Herzen so tief durchdrungen, daß man sich den Staat gar nicht anders, als einen christlichen zu denken vermochte. In diesem Staate wurden die Sonderstellungen der beiden Gewalten, der kirchlichen und der weltlichen, nicht im Widerspreche zu einander, sondern in der

schönsten Harmonie gedacht. Die Päpste lehrten den göttlichen Ursprung und die göttliche Würde beider Gewalten und die Unabhängigkeit beider in ihren eigenen Angelegenheiten. Die Reaktion der Hohenstaufen gegen diese allgemeine Ueberzeugung endete mit dem Triumphe des Papstthumes.

Dante war ein warmer Wortführer dieses harmonischen Verhältnisses zwischen Kirche und Staat und er klagt wehmüthig darüber, daß er die Verweltlichung der Kirche und den Niedergang des Kaiserthums nahen sehe. Er stand gleichsam an der Marktscheide zweier Zeitalter. Mit Schmerz sah er den Kampf gegen die Kirche, die Erhebung der Lehensleute und Städte gegen die kaiserliche Gewalt und so den Zerfall des oben geschilderten Einklanges. Er weist auf die nationale Unabhängigkeit hin, welche das Lehenssystem birgt und in welcher er den Zerfall der Weltherrschaft erblickte. In dem Werke des großen Dichters pulst das Herz seiner Zeit. Es ist ein Bild der gesellschaftlichen Zustände seiner Zeit in poetischem Gewande.

Und eben daher liegt in Dantes Werk die tiefste Manifestation der gesammten geistigen Thätigkeit des Mittelalters der Philosophie, der Klassizität des Alterthums, der Scholastik, des Widerstandes des menschlichen Geistes gegen dieselbe, vor allem aber des Christenthums, wie dasselbe als der erhabendste Faktor die Herzen sich ganz und gar unterthan gemacht hatte. „Sein gewaltiger Geist umfaßt die Vergangenheit, die Gegenwart, die Zukunft, den Staat und die Kirche, Kaiserthum und Papstthum, Glauben und Wissenschaft, Philosophie, Religionslehre, Freiheit und Gnade, Ethik, Politik, Geist und Natur. Alles steht im Dienste eines erhabenen Zieles, welchem Dante unter der Führung Virgil's und Beatricens zustrebte, und welchem mit Dante das gesammte Menschengeschlecht zustrebt: im Dienste des Friedens, welcher sich in der Freiheit von Irrthum und von Sünde manifestirt.“ (Hettinger.) Die folgenden Jahrhunderte haben keinen größeren Dichter aufzuweisen.

Gleichgewicht zwischen den beiden Gewalten: das war die Auffassung der Päpste, und so oft dieses gestört wurde, folgten heftige Kämpfe. Das Gleichgewicht zwischen den beiden Gewalten im Mittelalter hat der neuen staatsrechtlichen Auffassung den Weg geebnet, welche ihren Ausdruck darin fand und auch heute findet: daß die Kirche in ihrem eigenen Wirkungskreise ebenso unabhängig sei, wie der Staat, daß beide nicht auf Kampf und Streit, sondern im Interesse der Menschheit auf Harmonie und Frieden angewiesen sind. Auch die neueren staatsrechtlichen Theorien

wissen nichts Anderes zu sagen, als die Religion könne die Rechte des Staates nicht verletzen, der Staat habe in Sachen der Religion und des Gewissens nicht zu verfügen. Dieses Ideal des Dualismus stimmte mit der Anschauung des größten und wir können hinzufügen, des am kirchlichsten gesinnten Mannes des Mittelalters überein.

Papst Gregor IX. wies in seinem an den Patriarchen German gerichteten Sendschreiben auf diesen Dualismus hin, durch dessen Aufgeben die orientalische Kirche die Sklavin der Kaiser geworden war. Auch heute würde das Auflaffen dieses Dualismus keine andere Folge nach sich ziehen, als im Mittelalter.

Mit dem Niedergange des Kaisertums entwickelte sich der im Lebenssysteme ruhende Keim der Unabhängigkeit immer mehr und mehr und es begann die Aera der Unabhängigkeit der Nationen; in anderer Hinsicht aber mußte jenes Grundprinzip des Katholizismus: daß Jedermann für seine freien Handlungen selber verantwortlich ist, in konsequenter Entwicklung zur individuellen Freiheit führen und so begann dann eine neue Zeit, das Zeitalter der Renaissance, in welchem der nationale Individualismus einerseits und das Individuum andererseits in ihrer freien Thätigkeit mit einander in Konkurrenz traten und dadurch jene glanzvollen Schöpfungen der Wissenschaft, der Kunst, des Handels und des Gewerbes zustande brachten, welche das finstere Mittelalter in die Reihe der schönsten Lebensperioden des Menschengeschlechts gestellt haben.

Nichts ist gewisser, als daß die Wissenschaft sowohl als die Kunst das Gepräge der Individualität an sich tragen. Wenn das Wort wahr ist: „Der Styl ist der Mensch“, was auch von der individuell eigenartigen Auffassung der wissenschaftlichen Probleme zu verstehen ist, — so ist es eben so wahr, daß jede künstlerische Gestaltung die Individualität ihres Autors oder ihres Meisters widerspiegelt. Und diese individuelle freie Auffassung ist durch die erziehende Thätigkeit der Kirche im Mittelalter mächtig gefördert worden. Das ist ein Verdienst der Kirche, während die Mißbräuche der individuellen Freiheit, welche in dem jungen Humanismus späterhin in die Erscheinung traten, nicht ihr imputirt werden können.

Die christliche Auffassung stellt den Menschen unmittelbar seinem Gotte gegenüber, als seinem Richter; und dieser unfehlbare Richter sieht die Seele so, wie sie in der That ist, nicht verqu coast mit der Seele Anderer, sondern für sich und besonders; vor diesem Richterstuhle trägt Jeder nur für sich selber die Verantwortlichkeit, sein Thun und Lassen wird nur ihm allein zugerechnet. Nach dem Gerichte erschließt sich ihm die Ewigkeit und dort empfängt er dann ewige Belohnung oder ewige Strafe.

Angeichts dieses wichtigsten aller Interesses hört jedes andere auf zu bestehen. Nach diesen Erwägungen ist es sonach die höchste Aufgabe des Christen: gerecht befunden zu werden, nicht vor den Menschen, sondern vor Gott; in der Seele des Menschen dämmert der Begriff der absoluten Gerechtigkeit empor. Mag nun dieser Begriff in der Seele eines großen Machthabers entstehen, oder mag er gleich einer mathematischen Wahrheit für und durch sich selber bestehen, das alterirt nicht seine Heiligkeit und seine Autorität. Er befiehlt in absolutem Tone, und was er befiehlt, muß erfüllt werden. Es ist das eine Verpflichtung, die jeden Menschen unbedingt verbindet; davon gibt es keine Enthebung, und wird der Mensch durch irgend eine andere Pflicht von dieser abgezogen, so bleibt seine Verantwortlichkeit gleichwohl aufrecht, ja er wird eben dadurch strafbar, daß er eine widerstreitende Verpflichtung übernommen hat. Es ist Sünde, sich zur Sünde zu verpflichten. Daher kommt es, daß das Gewissen, je zarter es ist, desto weniger schwankt und daher schon von vornherein jede Zustimmung von sich weist, welche es zum Bösen verleiten könnte, daß es das willkürlich angemessene Recht der Menschen zurückweist, etwas zu befehlen, was das Gewissen zu verletzen geeignet ist. (Laine.)

Individuelle Verantwortlichkeit, individueller freier Wille, Gewissen, Pflicht: das war auch schon im Mittelalter die Auffassung von der gesellschaftlichen Stellung des Menschen, und dieselbe ist auch die Auffassung der Kirche von der freien Thätigkeit des Menschen: Freiheit, Pflicht, reines Gewissen, alle drei hergeleitet von Gott. Diese Ideen sind also nicht in der Neuzeit entstanden; sie sind so alt wie die Kirche, welche dieselben mit ihrem Evangelium: in aller Welt verbreitete, sie hegte und pflegte und in jenem „finsternen“ Zeitalter zur Geltung zu bringen suchte.

Die von der Kirche beabsichtigte Erziehung des Individuums, welche darauf abzielte, daß der Mensch in seine an dem Busen der Natur genährte Seele auch das Uebernatürliche aufnehme und von demselben sich selber, sein privates und gesellschaftliches Leben völlig durchdringen lasse, — dieses Streben der Kirche war ein mächtiger Anstoß dazu, daß die individuelle Freiheit in den Vordergrund trat und jene allgemeine Freiheit vorbereite, welche schon in der zweiten Hälfte des Mittelalters dem bürgerlichen Elemente eine so ansehnliche Machtfülle verlieh.

Niemals hat die Anklage: daß die Kirche den freien Flug des menschlichen Geistes knechte und unterjochte, eine kräftigere, schlagendere Widerlegung erfahren, als eben im Mittelalter. Wissenschaft und Kunst, diese ureigenthümlichen Produkte der freien individuellen Thätigkeit; Entdeckungen von großer Tragweite; das Studium und die Cregeese der griechischen und lateinischen Klassiker; der Vortrag des

römischen Rechtes an den Universitäten: all das rief eine mächtige geistige Bewegung hervor, welche die Zivilisation des Mittelalters, namentlich seit der Erfindung der Buchdruckerkunst in günstigerem Lichte erscheinen läßt. Bewundernswerthe Meisterwerke, zumal der Malerei, zeigen eine Vollendung der Kunst, welche auch heute den weitgehenden Ambitionen der Künstler zum Vorbilde dient; und — was nicht vergessen werden darf — all das wurde auf Initiative, unter Anregung und Leitung der Kirche geschaffen.

Will man das Niveau der wissenschaftlichen Bildung nach der Anzahl der Lehranstalten bemessen, so steht das Mittelalter unserer Zeit voran. Lacroix veranschlagt die Zahl der Universitäten bis zum Ende des XV. Jahrhunderts auf 63 und zählt dieselben in seinem Werke („Sciences et Lettres au moyen age“ S. 23) auch im Einzelnen auf. Andere Autoren schätzen die Zahl dieser Anstalten noch höher und unter denselben nahmen jene zu Paris und Bologna hervorragende Stellen ein. Das letztere Institut wendete besondere Sorgfalt der Rechtswissenschaft zu, zeichnete sich aber überdies auch in den übrigen philosophischen Disziplinen aus. Ungarn hatte um nahezu zwei Jahrhunderte früher eine Universität, als Deutschland; es war dies die Beszprimer Hochschule. Ihr Gründer war Béla III. im Jahre 1173 oder 1196. Die Universität zu Fünfkirchen begründete Ludwig der Große im Jahre 1343—1382. Die Hochschule zu Altofen wurde wahrscheinlich 1389 errichtet. Auf Ansuchen König Mathias' genehmigte Papst Paul II. die Errichtung der Preßburger Universität. Gleichfalls König Mathias gründete später auch in Ofen eine neue Hochschule. Es ist urkundlich nachweisbar, daß die Errichtung der inländischen, wie der ausländischen zahlreichen Universitäten zum überwiegenden Theile auf Grund päpstlicher Dekrete erfolgte. Die große Anzahl der Hochschulen ist jedenfalls ein Gradmesser der kulturellen Strebungen und des Niveaus der Zivilisation.

Diese Universitäten waren die Wiegen der Freiheit, da sie selber eine unabhängige Organisation hatten. Sie besaßen ihre freie Gesetzgebung, freies Verfügungsrecht, ihr eigenes Strafrecht. Niemand herrschte über sie, als nur die landesherrliche Obrigkeit. Ihre Lehr- und Lernfreiheit war durch Niemanden beschränkt noch behindert. Ihre Privilegien basirten auf der Autorität der Wissenschaft; sie hatten nur ein exemptes Vorrecht: jenes, welches das Genie ihnen verlieh.

Welche Lernbegier damals herrschte, zeigt die Anzahl der Schüler. Köln zählte 2000, Jngolstadt 800, Wien im Jahre 1451 über 770 Hörer, darunter 400 aus den Rheingegenden; an der letzteren Anstalt waren im Jahre 1476 nicht weniger als 105 Lehrer thätig. In den Editionen der Akademie füllen die Namenslisten der an auswärtigen Universitäten studirenden ungarischen Jünglinge ganze Bände.

Das ewig Schöne, das ewig Edle, das in den Meisterwerken des Alterthums niedergelegt ist, — es stand vielleicht niemals in größerer Werthschätzung, als in der zweiten Hälfte des Mittelalters. Man las, lernte und dozirte mit wahrer Begeisterung; es herrschte die Auffassung — und ich glaube, dieselbe läßt sich auch heute nicht negiren: daß die Meisterwerke des Alterthums die geeignetesten Bildungsmittel seien. Sie sind die nimmer versiegenden Quellen erhabener Gedanken, edler Empfindungen. Man betrachtete das Studium derselben nicht, wie der nachmalige neue Humanismus, als Selbstzweck, sondern als Faktor, der sich zur philosophischen, metaphysischen Ausgestaltung der christlichen Lehre als der wirksamste erwies.

Das Uebernatürliche mit dem Natürlichen in Verbindung zu bringen, das war das Hauptbestreben. Den geistigen Schwung, die Ausbildung des Verstandes, die Veredlung des Geschmacks zu potenziren und dadurch den inneren Werth des moralischen Lebens auch in der Schönheit der christlichen Moral darzulegen: in diesem Sinne wurden im XIII. Jahrhunderte die Klassiker gelesen. Noch weiter potenzirt wurde dieser Eifer, als nach dem Falle Konstantinopels die Gelehrten die Schätze der orientalischen Wissenschaft nach Italien herüberbrachten. Auch hier nahm sich zu allererst die Kirche ihrer an und ihr größter Protektor war Kardinal Bessarion.

Außer den Universitäten war die Zahl der humanistischen Schulen eine so große, daß Erasmus in seinem Schreiben an S. L. Bives sagt: „In Deutschland gibt es nahezu eben so viele Akademien, als Städte. Und keine von ihnen ist, welche nicht die Sprachenlehrer mit bedeutenden Gehältern ausstatten würde.“

Die Volksschulen betreffend haben wir einen über jeden Zweifel erhabenen Zeugen (Falk), der sich in seinen Forschungen zu dem Zugeständnisse genöthigt sah, daß im Jahre 1500 in den Gegenden des Mittelrheins in je einer Entfernung von zwei Stunden eine Volksschule bestand.

In Ungarn bestanden in jedem Kloster, an den Bischofsitzen, bei den Domkapiteln, ja selbst in den Pfarreien Schulen, deren Errichtung dem Klerus in päpstlichen und königlichen Verordnungen, ja selbst in Konzilsbeschlüssen aufgetragen war.

Wo der Pflege der Wissenschaft so viele Anstalten zu Gebote standen, wo sich die Lernbegier in solchem Maße bekundete, dort kann doch gewiß nicht von Finsterniß gesprochen werden. Mächtig gefördert wurden die wissenschaftlichen Strebungen durch die Erfindung der Buchdruckerkunst. In Ungarn bestand schon im Jahre 1473 eine Druckerei, während deren in London erst 1477, in Oxford 1478 errich-

tet wurden. Die Buchdruckereien fanden so rasche Verbreitung, daß bis 1500, also binnen nicht ganz 50 Jahren ihrer in Europa mehr als 1000 etablirt wurden. In Nürnberg allein wurden innerhalb dieses Zeitraumes fünfundzwanzig Buchdruckerei-Besitzer in die Reihe der Bürger aufgenommen. Der Drucker Anthoni Koburger arbeitete hier schon im Jahre 1470 mit 24 Pressen und hatte über 100 Schriftsetzer. In Italien bestanden in derselben Periode nahe an hundert Druckereien.

Die Kirche, die Jahrhunderte hindurch in ihren Klöstern die Schriften Aristoteles', Plato's, die Kirchenväter, die griechischen und römischen Meisterwerke hatte kopiren lassen, bemächtigte sich nunmehr eifrig der Buchdruckerkunst. Die Prämonstratenser, die Augustiner, die Benediktiner, selbst die schweigsamen Karthäuser errichteten Druckereien. Ein deutscher Scholastiker brachte die neue Erfindung zuerst nach Paris, ein Religionslehrer errichtete die erste derartige Offizin in Leipzig. In Rom bestanden im Jahre 1475 zwanzig Druckereien und bis zum Ende des XV. Jahrhunderts erschienen dortselbst 925 Druckwerke.

Das erste großartige Werk war eine deutsche Bibel, welche im Jahre 1483 aus der Druckerei des oben erwähnten Koburger hervorging und mit Holzschnitten geschmückt war. Bis zum Ende des XV. Jahrhunderts erlebte die Bibel nahezu hundert Ausgaben in deutscher Sprache. Vierzehn derselben erschienen für die Gebildeten, fünf in vulgärer Sprache für das Volk und alle wurden fleißig gelesen, wie Busch († 1479) berichtet. „In der Umgegend von Utrecht, so schreibt er, besitzen mehr als hundert Frauenvereine deutsche Bücher und lesen fleißig jeden Tag, für sich und auch gemeinsam.“ — „Die Vornehmen des Reiches, das Volk, Männer und Frauen besitzen in jener Gegend viele Bücher und lesen und lernen aus denselben.“ In Wunderheim und anderen Klöstern bestanden sogar deutsche Leihbibliotheken. Goffen behauptet, die Anzahl der heute noch vorhandenen, aus dem XV. Jahrhundert stammenden Druckwerke könne mit Sicherheit auf 30.000 veranschlagt werden; darunter befinden sich Werke von 3, 4 und mehr Folio-bänden. (Jansen.)

Auf welcher hoher Stufe die zweite Hälfte des Mittelalters in Sachen der Kunst stand, das beweisen die noch heute aufrecht stehenden Werke, welche die Verheerungen Jahrhunderte langer Stürme überdauert haben und uns heute einen Rückschluß gestatten auf den in der Bildhauerkunst und Malerei zum Ausdruck gelangten edlen Kunstgeschmack, welcher selbstverständlich völlig durchdrungen war vom Geiste der Religion, was ihm übrigens nichts von seinem

Werthe benahm, sondern denselben im Gegentheil erhöht; denn da die Kunst ein höheres Ideal vor sich sah, war sie selber auch idealer. Zpolyi's erhabener Geist und reger Eifer weist in mehreren seiner Essays darauf hin, welchen Fortschrittes unsere nationale Kunst sich zu rühmen hat und charakterisirt, wenn auch nur in ihren Hauptzügen, jene Werke, welche in Ungarn vom XI. Jahrhundert an entstanden.

Unser Interesse ist heute dem Schutzheiligen der Sankt Ladislaus-Gesellschaft zugewendet und so möchte ich denn insbesondere des glanzvollen Mausoleums dieses unseres großen Königs, eben nach Zpolyi's Ausführungen, Erwähnung thun.

Das Mausoleum war nach der Beschreibung von Augenzeugen aus Marmor gefertigt, mit Skulpturen geschmückt und mit einer Säulenordnung umgeben. Innen ruhte in einem silbernen, vermutlich reich vergoldeten Sarge die Leiche des Königs, in ein purpurfarbiges Leichentuch gehüllt, eine goldene, mit Diamanten und sonstigen Edelsteinen besetzte Krone auf dem Haupte, ein goldenes Szepter in der Hand. — Das großartigste, meisterhafteste plastische Werk unseres nationalen Mittelalters war ferner das eiserne Standbild König Ladislaus des Heiligen, welches der Großwardeiner Bischof Johann III. im Jahre 1390 anfertigen ließ. Und dieses Meisterwerk, sowie auch andere drei, um dasselbe placirte Königsstatuen waren Arbeiten ungarischer Künstler, der Meister im Metallgusse Georg und Martin Kolozsvári.

Auf welch hervorragender Höhe die Goldschmiedekunst in Ungarn stand, davon konnten wir uns unmittelbar in den beiden Ausstellungen überzeugen, welche vor einigen Jahren im Károlyi'schen Palais und im Nationalmuseum veranstaltet wurden.

Die Meisterwerke der Malerkunst hat uns zumeist Italien bewahrt, und Jedermann, der dort gereist ist, konnte den Eindruck empfangen, daß die Kunstschätze dieser Kategorie, welche dort, sowie in den hervorragendsten Städten Europas aufgehäuft sind, zum größten Theile von dem vollendeten Kunstgeschmacke des finsternen Mittelalters Zeugniß geben; er konnte die Ueberzeugung gewinnen, daß jenes Zeitalter auf einer Höhe stand, wie sie vordem noch niemals erreicht worden war, und daß die heutige Zeit, welche unbedacht Alles nachbetet, was zur Verunglimpfung des Mittelalters gesagt wird, in der Praxis auf jene Periode zurückgreift, sie nachahmt und kopirt und die künstlerische Vollendung bewundert, welche sie erreicht hat.

Unsere Architekten beginnen ihren Formensinn in der Nachahmung der Schöpfungen des Mittelalters zu vervollkommen; die Gothik, welche übrigens das Non plus ultra des Ideales der Architektur bildet, ist heute die beliebteste Kunstform für Kirchen und

monumentale Bauten. Wir suchten die Ruinen alter Kirchen auf und förderten sie zu Tage; wir lösten von altem Gemäuer die Holztäfelung ab und spürten begierig den alten Wandmalereien nach, nicht etwa, um sie abzutragen oder durch andere zu ersetzen, sondern, um sie zu restauriren und in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder herzustellen. Niemals hat die Welt zahlreichere und schönere Arbeiten — wenigstens vom Standpunkte des Kirchenbaues — gesehen, als eben in der zweiten Hälfte des Mittelalters.

Es muthet uns an, als ob die Seele in ihrem höchsten Aufschwunge himmelan fliegend, in ihrer religiösen Begeisterung auf unzerstörbarer Basis fußend und zu unermesslichen Höhen aufstrebend, die Menschheit an den Himmel hätte ketten wollen. Von Jahn, dem berühmten Lehrer der Wiener Hochschule, wird erzählt, er habe eines Tages auf einem Spaziergange durch die Stadt mit einem gelehrten Kollegen über die Finsterniß des Mittelalters disputirt; als sie auf den Stefansplatz gelangten, blieb Jahn plötzlich stehen, zeigte auf den Thurm des Domes und rief: „Ecce stupendum stupidæ aetatis monumentum!“

Hierzu kommen weiter die zahlreichen bürgerlichen Bauten des Mittelalters, an denen menschliche Handarbeit geradezu wunderbare Dinge ausführte; Schöneres, Geschmackvolleres, Vollkommeneres dürften die Maschinen der Neuzeit kaum zu schaffen vermögen. Der Zierrath der Wohnräume, die Möbel waren so schön, daß der heutige Gewerbleiß stolz ist, wenn er auch nur annähernd Aehnliches zu schaffen, oder die Kunstschneidereien des Mittelalters zu erreichen vermag.

Was die gesellschaftlichen Verhältnisse anbelangt, so sind dieselben nach jeder Richtung hin durch tiefe Religiosität charakterisirt. Alle Faktoren: die Ideen, die Politik, die Moral, die Arbeit, der Handel und Verkehr waren hiedurch gleichsam durchgeistigt, standen in voller Solidarität mit der Kultur und kennzeichneten zugleich das Niveau derselben. Daß neben dieser tiefen Religiosität auch bedauerliche Auswüchse vorkamen und daß diese eine Schattenseite bildeten, das wird Niemand leugnen wollen. Je größer das Licht, desto größer auch der Schatten. Wenn wir aber in dem Abträglichen den Schatten betonen, weshalb wollen wir andererseits nicht auch das Licht anerkennen? Und haben etwa die späteren Jahrhunderte, welche wir für lichtvoller halten, keine Schattenseiten? Gerecht etwa dem XVII. Jahrhundert der dreißigjährige Krieg, dem XVIII. der französische Terrorismus, oder unserer Zeit der Pessimismus und Agnostizismus, welche beide nur ein Heilmittel: den Selbstmord, kennen, zu so gar besonderem Ruhme?

Wie viele dunkle Punkte gibt es in den jüngstvergangenen Jahrhunderten, welche der Geschichtschreiber nur mit Widerstreben verzeichnet!

Jedes Zeitalter hat seine Verirrungen und nichts liegt mir ferner, als diejenigen des Mittelalters bemänteln zu wollen; ich bin nur einfach der Ueberzeugung, daß die Menschen damals auch nicht schlechter waren, als heute.

Was den Charakter einer Zeit, oder des jeweiligen sozialen Lebens bestimmt, das sind nicht die im Volke lebendigen Auffassungen oder irrigen Ansichten, sondern die Ideen, welche die Phasen des Rechts-, des Verstandes- und des Herzenslebens beleuchten oder leiten. Und in dieser Beziehung kann man dem Mittelalter Anerkennung nicht versagen.

Man hält gemeinhin Rousseau und die Encyclopädisten des XVIII. Jahrhunderts für die Autoren der neueren sozialen Ideen. Das ist entschieden unrichtig. Die neuere, uns vielleicht ansprechendere Form mag ihr Werk sein, im Wesen wandelten sie eben nur in den Fußstapfen der Alten und schöpften aus ihren Werken. Ob die französischen Encyclopädisten Thomas v. Aquino, oder den arabischen Gelehrten Averroeste, dessen Philosophie der Letztere in Spanien hörte, gelesen haben, weiß ich nicht; wohl aber weiß ich, daß alle Diejenigen, welche über das finstere Mittelalter in so wegwerfendem Tone reden, Thomas v. Aquino kaum dem Namen nach kennen dürften. Und doch war er der glänzendste philosophische Stern jenes Zeitalters, dessen Schriften staatswissenschaftliche, rechtsphilosophische, administrative und menschenrechtliche Grundsätze enthalten, welche ins praktische Leben übertragen, der neuzeitlichen Auffassung kaum irgend nachstehen dürften.

Richtig ist allerdings, daß, während die neuere Denkweise Alles von unten nach oben aufbaut, beginnend vom thierischen Instinkt bis hinauf zum höchsten Grade der Kultur, welcher dann trotz aller Beschönigung gleichwohl noch immer die Eigenschaften des rein materiellen Ursprunges anhaften und welche selbst den gebildetsten Menschen eben nur als ein auf der obersten Stufe der animalischen Rangskala stehendes Individuum darstellt, — andererseits das Mittelalter und mit demselben Thomas v. Aquino von dem Begriffe einer höheren Weltordnung ausgehen, sich mit den christlich-germanischen Rechtsprinzipien identifiziren und den Menschen von oben nach unten konstruiren, als den Hort der natürlichen und positiven Rechte nicht die Staatsgewalt oder den Gemeinwillen der Menschen, sondern Gott selbst hinstellen, von dem jedwede Gewalt entspringt, von dem jedes

Recht und alles Bestehende her stammt, zu dem Alles wieder zurückkehrt.

Welche Auffassung die edlere, menschenwürdigere ist, darüber kann wohl Niemand im Zweifel sein. Das Recht ist nicht eine bloße Norm, welche die Menschen sich selber setzen, sondern eine durch den göttlichen Willen festgesetzte Ordnung, gleichwie auch das Moralgesetz in Gott seinen Ursprung hat. Das Naturrecht ist göttliches Recht, denn es ist den Geschöpfen von Gott gegeben. Die Rechtsgleichheit besteht nicht darin, daß Alle gleiche Rechte haben, sondern darin, daß Jedermann in seinem Wirkungskreise mit den für denselben erforderlichen Rechten ausgestattet sei; nicht darin, daß Jedermann Dasjenige thun könne, wozu ein Anderer berechtigt ist, sondern darin, daß Niemandem verboten, Niemand behindert sei, Dasjenige zu thun, was das Moralgesetz ihm als Pflicht gebietet. — Vollständige Hingebung und Treue bildeten im Mittelalter die Grundlagen der Ehre.

Treue und Ehre waren von juridischem Belang. Nichts kann ehrlich sein, was widerrechtlich ist; aber die Ehre steht weit höher als das Recht und wenn die erstere angegriffen wird, so muß das letztere geopfert werden, ob auch damit das Leben selbst bedroht erschiene. Wer ehrlos wird, wird auch rechtlos.

Bersehen wir uns für einige Minuten ins Mittelalter zurück und beobachten wir nach den Ausführungen eines ausgezeichneten Schriftstellers der neueren Zeit den psychologischen Ursprung und die Entwicklung des Begriffes der Ehre, so wird sich uns der Sinn und Werth dieses Wortes sofort klarer darstellen.

„In seiner Burg alleinstehend, konnte das Haupt eines Trupps, der Lebeherr, auf Niemanden zählen, als auf sich allein, denn stehende Heere gab es zu jener Zeit nicht. Es war nothwendig, daß er sich selber beschütze, ja er mußte dies mit je größerer Entschiedenheit thun. Wer in jener Zeit der Herrenlosigkeit, der häufigen Fehden auch nur die geringste Einmischung duldete, auch nur den Schein einer Insubult ertrug, galt für schwach und feig und fiel Anderen zur Beute; man mußte stolz sein, wenn man nicht moralisch todt sein wollte. Der unbeschränkte Besitzer war der Herr, und da er in seinem Besitze seines Gleichen nicht hatte, mochte er sich leicht als ein Wesen höherer Art betrachten. Darüber meditierte er in den Stunden seiner langen Einsamkeit und dieser Monolog dauerte neun Jahrhunderte lang. Seine Person und Alle, die zu ihm gehörten, waren in seinen Augen unverleßlich. Er war bereit, eher Alles zu opfern, als eine Beleidigung zu ertragen. Der übertriebene Stolz ist der beste Hort in der Vertheidigung eines Rechtes, denn er denkt nicht bloß daran, der Verletzung zuvorzukommen, sondern er behält sich im Auge, daß er mit sich selber zufrieden sei, er erwägt, wie sein Charakter sein müsse, um

seinem Range zu entsprechen. Von diesem Momente an fordert er nicht nur von Anderen Achtung, sondern achtet sich auch selber. Das ist jene Eigenliebe, durch welche er sich als ein edles Wesen betrachtet und jede gemeine That von sich weist.“

„In der Beurtheilung seines Handelns mag er zuweilen irren; Mode oder Eitelkeit werden ihn weit mit sich fortreißen, dahin, wo kindisches Wesen oder der Wahnsinn beginnen und er wird den Begriff der Ehre falsch interpretiren; aber sie bleibt doch immer jene Quelle, aus welcher er seine Selbstachtung schöpft, sei es auf dem Throne, sei es im öffentlichen Leben.“

„Vom Feudalherrn und Gentleman ist die Tradition übergegangen auf den Gentleman von heute, von Schicht zu Schicht, auf die heutige Gesellschaft. Heute besitzt Jedermann, der Bürger, der Arbeiter, der Landwirth seine eigene Selbstachtung; er trägt das Herz am rechten Fleck gerade so gut, wie der Edelmann.“

„Wenn diese Ehre in den Dienst des Gewissens tritt, wird sie zur Tugend.“

„Zwei maßgebende Ideen herrschen auch heute in Europa; die eine ist das Gewissen, welches die Grundlage der Pflicht bildet; die zweite weist Jedermann seinen Wirkungskreis an, dessen ihn zu berauben Niemand berechtigt ist. Auf der Basis dieser beiden Ideen lebte die Gesellschaft bisher, lebt sie heute.“

Wer möchte sagen, daß man diese beiden Ideen aus der Welt schaffen müßte, weil die eine eine christliche ist, die andere im Mittelalter ihren Ursprung hat? Ueberall wo diese zwei Quellen versiegt sind, ist das Leben verdorrt. (*Les origines de la France contemporaine* III. 126—129.)

Dieser edle Charakterzug des gesellschaftlichen Lebens offenbarte sich auch im Rechtsleben. Trotz der Verschiedenheit der Stände, oder vielleicht eben wegen derselben herrschte die Rechtsgesplogenheit, daß jede Stellung, jeder Beruf seine eigenen Institutionen hatte, in welchen ein gewisser demokratischer Geist die Thätigkeit der Gesellschaft durchdrang. Jedermann hatte in seinen eigenen Angelegenheiten Stimmrecht. Aus den Mitgliedern der Gesellschaft wurde der Gerichtsstuhl gebildet, vor welchem Jedermann zu erscheinen verpflichtet, welchem sich zu unterwerfen Jedermann bei Strafe der Ausschließung verbunden war.

Die Verhandlungen waren mündlich, die Sitzungen öffentlich. Jedermann kannte seine Richter, jeder Richter kannte die prozessirenden Parteien.

Allerdings hat sich der Einfluß des römischen Rechtes allmählig beträchtlich verändert, und zwar durchaus nicht zum Vortheile der christlichen Auffassung.

Der Geist der Bandekten wendete die Geister dem Absolutismus zu; das schroffe Betonen der Eigenberechtigung ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl, die geringe Würdigung der Arbeit, die Geringschätzung derselben als Lebensaufgabe, — all das bereitete allmählig jenen Standpunkt vor, welcher die unteren Schichten der Bevölkerung in eine feindselige Stellung zu den höheren Klassen brachte.

Dies geschah indeß erst später und bis zum Ende des XV. Jahrhunderts blieb im Mittelalter im Allgemeinen die christliche Auffassung die herrschende, welche in allen Lebensstellungen die Bewahrung des reinen makellosen Charakters forderte.

Ritterlichkeit und Gewissenhaftigkeit in den höheren Kreisen, Redlichkeit und Treue beim Arbeiter und beim Lehensmanne, Hingebung in der Erfüllung der frei gewählten Pflicht und die Erkenntniß des brüderlichen Verbandes in der Gleichheit vor dem christlichen Gesetze (Jansen).

Obgleich das Leben dieser idealistischen Auffassung nicht in Allem und Jedem entsprach, da eben die Zivilisation noch nicht allgemein geworden war und die Geschichte zahlreiche Aeußerungen der Rohheit zu verzeichnen hat, so darf doch zweierlei nicht außer Acht gelassen werden: das Eine ist, daß sich in der zweiten Hälfte des Mittelalters der allgemeine Wohlstand bei jeder Klasse zu solcher Höhe erhoben hatte, daß der heutige Luxus dagegen verschwindend gering erscheint; das Andere ist, daß die neueren Forschungen solche Bethätigungen der Wohlthätigkeit konstatirt haben, welche dem Wirken der heutigen humanitären Institutionen füglich an die Seite gestellt werden dürfen.

Der Luxus hatte sich in Deutschland im XIV. und XV. Jahrhundert zu unglaublicher Höhe erhoben. Jansen erwähnt, daß nicht nur Patrizier und Würdenträger, sondern auch einfache Bürger ihre Hüte, Wämser und Röcke mit Perlen schmückten, kostbare Ringe, silberne Gürtel, mit Edelsteinen ausgelegte Messer und Waffen trugen. Bei Vielen war der Gürtel aus gebiegenem Golde. Die Gewänder waren mit Gold und Silber durchwirkt und aus Seide und Sammt gefertigt. Die Ränder der Hemden wurden mit Gold gesäumt, die Mäntel hatten Krägen aus Hermelin oder kostbaren Fobel und das Futter bestand aus den theuersten Thierfellen. Bürgerfrauen und Mädchen durchflochten ihr Haar mit Gold, trugen zahlreichen Schmuck, Kronen und mit Gold und Perlen gestickte Hauben. Die Gewänder der Frauen waren viel theurer, als jene der Männer, so zwar, daß manches auf 3—400 Gulden zu stehen kam, was nach damaligem

Geldwerthe ein enormer Betrag war. Zu Straßburg ging der Kleiderluxus zu jener Zeit so über alles Maß hinaus, daß dortselbst die Gewandung aller Nationen zu sehen war. Derselbe Schriftsteller bemerkt nach Geiler, daß eine zeitlang auch das kostspielige ungarische Kostüm dort Mode war. Die Tafeln der Kaufleute waren mit goldenen und silbernen Schüsseln und Tellern gedeckt. Gasthöfe, wo der Wein aus silbernen Pokalen getrunken wurde, waren durchaus nicht selten. Der Luxus verbreitete sich auch in die Dörfer, unter die Landbevölkerung, so zwar, daß auch dort Kleider aus Seide und Sammt nicht zu den Seltenheiten gehörten.

Als im Jahre 1438 eine Gesandtschaft aus Italien zum Konzil nach Florenz reiste, vermochte dieselbe den in Deutschland herrschenden Wohlstand, die Schätze und Reichthümer in den Häusern, den großen Fortschritt in der Kunst, im Gewerbe und im Handel gar nicht genug zu bewundern.

Als Aeneas Silvius im Jahre 1458 über Deutschland schrieb, erklärte er offen, er habe dasselbe niemals reicher und glänzender gefunden, als in diesem Jahre. Ueberall bestellte Aecker, üppige Weizenfelder, Weinberge, Zier- und Obstgärten, auf den Dörfern und in den Städten überall prachtvolle Gebäude, anmuthige Sommerwohnungen, Schlösser auf den Bergen, die Städte mit Mauern umgeben. Er habe nie eine prachtvollere Stadt gesehen, als Köln mit seinen herrlichen Kirchen, seinem Stadthause, seinen Thürmen, den mit Blei gedeckten Häusern, den reichen Einwohnern und der fruchtbaren Umgebung.

Nirgends fand er ein solches Maß von Freiheit, als in den deutschen Städten, so daß die Bewohner der freien Städte Italiens den Deutschen gegenüber Sklaven zu nennen waren.

Aus dem Wohlstand entspringt der Geist der Zivilisation, aber der Wohlstand ist zugleich auch der Siedepunkt der Zivilisation. Kann also ein Zeitalter ein finsternes genannt werden, welches sich so vieler Schätze zu rühmen hatte?

Möge es mir gestattet sein, mich auf einen Zeugen zu berufen, der über die glanzvolle Zivilisation in der zweiten Hälfte des Mittelalters geschrieben hat und vielleicht auch Denjenigen annehmbar erscheinen dürfte, welche meinen bisherigen Ausführungen nur mit Zweifel gefolgt sind.

Dieser Zeuge ist **Martin Luther**.

„Wenn Jemand, so schrieb er, sämtliche Chroniken durchliest, so wird er finden, daß die Jahrhunderte seit Christi Geburt einander nicht in allen Dingen gleichen. So viele Bauten und Ansiedelungen waren noch niemals auf dieser Welt so allgemein; noch niemals kannte man so geschmackvolles und mannigfaltiges Essen

und Trinken als heutigen Tages. Die Bekleidung ist so kostspielig geworden, daß sie nicht mehr im Preise steigen kann. Wer hat jemals Kaufleute gesehen, welche die Welt durchreisen und die ganze Welt umspannen? In gleicher Weise haben sich auch die Künste aller Art gehoben und heben sich fortwährend. Die Malerei, die Stickerei, seit Christi Geburt hat man Aehnliches nicht gesehen. Dazu kommt noch, daß es heutigen Tages Männer von so scharfem Geiste und Verstande gibt, die Nichts ununtersucht lassen, so zwar, daß jetzt ein zwanzigjähriger Jüngling mehr weiß, als ehedem zwanzig Doktoren zusammen wußten.“ So schrieb Luther im Jahre 1521. (Siehe sämtliche Werke, Frankfurter Ausgabe, 10. Band, Pagina 56. Desgleichen bei Janßen.)

Inmitten dieses Lurus tauchte im Mittelalter am Himmel Europas einem Phänomen gleich eine Gestalt empor, welche auf die damalige Zeit ungewöhnlichen Einfluß übte.

Es war dies der heilige Franz von Assisi in Italien.

Sein anspruchsloses Auftreten, aber auch seine unbegrenzte Ausdauer, das bescheidene Aeußere mit der für die leidende Menschheit flammenden Liebe in dem siechen Körper; seine unermessliche Begeisterung, mit der er strebte, die in dem Christenthum liegende erhabene Nächstenliebe unter dem Volke heimisch zu machen; die himmlische Salbung, mit welcher er seine scheinbar kommunistischen Ideen mit der Erhabenheit und Lauterkeit der christlichen Moral zu vereinbaren wußte, Alldas rief in Italien eine Bewegung hervor, wie man eine ähnliche seit den ersten Tagen des Christenthums nicht mehr gesehen hatte.

Das Volk, der Adel, die Kaufleute, die Industriellen, Laien und Geistliche, ja der heilige Stuhl selber sahen und beobachteten hingerissen die Thätigkeit dieses außerordentlichen Mannes.

Als dieser ausgezeichnete Mann auftrat und unter dem armen Volke die Anwendung der christlich-katholischen Ideen zu verkünden begann, hielt man ihn für einen mystischen Schwärmer. Als bald jedoch erwies es sich, daß dieser dem Volke entstammte Redner tiefes Gefühl dafür hatte, was dem Volke noth thue, welche dessen Aspirationen, welche seine Leiden seien. Er wußte das Dogma der Denkungsart und dem Geschmacke des Volkes anzubequemen und so die erhabene christliche Lebensordnung gleichsam zu popularisiren. Er zeigte den Armen den Trost in der Religion, die Eitelkeit der irdischen Güter und den nivellirenden Geist, der in der christlichen Religion ruht und vertiefte dadurch noch mehr die Innigkeit des christlichen Lebens.

Die Zahl seiner Schüler nahm rasch zu und als nach seinem Tode ihm zu Ehren Kirchen und für seine bettelnden Genossen Klöster errichtet wurden, als die Begeisterung des Volkes zur Ver-

ewigung einzelner Episoden aus seinem Leben selbst den Pinsel der Künstler in Anspruch nahm, da begann eine neue Aera der Kunst und der christlichen Wohlthätigkeit, von welcher Henry Thode sagt, sie sei von „welthistorischer Bedeutung“.

Die neuere Literatur beginnt eben jetzt erst, sich mit jener Zeit zu befassen, welche das Gepräge dieses Mannes an der Stirne trägt und zwar sind es Nicht-Katholiken, die sich damit zu beschäftigen beginnen und die von seinem Auftreten jenen außerordentlichen Aufschwung der Malerei herleiten, welchen dieselbe im 13. Jahrhundert und nach demselben zeigte. Aber sie bringen mit ihm auch zugleich jenen Geist der Wohlthätigkeit in Verbindung, welcher damals Europa gleichsam auf's Neue elektrisirte.

Im Uebrigen verkündete die Kirche im Mittelalter jederzeit eifrig die Lehren der Barmherzigkeit. Ist es doch die Barmherzigkeit, welche die Verwirklichung der im Dogma der Erlösung sich offenbarenden unendlichen göttlichen Liebe bildet. Es ist eine der herrlichsten Stellen in den Reden Christus': *Beati misericordes*. Der Mönch Telemach war der Erste, der sich zwischen die Gladiatoren stürzte und diesen furchtbaren Spielen für immer ein Ende machte. Wie wahr sagte Laboulaye: Die Kirche mußte im Mittelalter den Geist zweier Legislationen zu vereinen, indem sie aus dem römischen Rechte entfernte, was Formalismus und Selbstsucht war, aus dem deutschen Rechte, was dasselbe Hartes und Wildes enthielt und als Gesetz des öffentlichen Lebens, als Norm des sozialen Lebens jene ernstesten moralischen Gebote einführte, welche Christus verkündet hatte. Das Evangelium war das große legislatorische Ideal bei sämmtlichen römisch-germanischen Völkern. (*Recherches sur la condition de la femme.*)

Was das Mittelalter insbesondere auszeichnet, bisher aber nur von Wenigen gewürdigt worden ist, das ist die Stellung der Frau und der Kinder und jener Schutz, welchen das kanonische Recht und zum Theile das deutsch-fränkische Gewohnheitsrecht beiden angedeihen ließ. In die Nacht des düsteren Verlaufes des Frauenlebens fiel ein himmlischer Lichtstrahl und das Geschöpf, welches die heidnische Welt so tief erniedrigt hatte, — das Christenthum erhob es auf jenes Piedestal, welches die Stellung der Frau in der Gesellschaft, welches die Tugenden derselben verdienen. Im Mittelalter fiel der Begriff der Ritterlichkeit zusammen mit der Ehrfurcht vor den Frauen und wenn wir heute unsere Mutter bis zur Anbetung lieben, wenn wir uns ehrerbietig neigen vor der charakterreinen Frau, so sollten

wir nicht vergessen, daß im Mittelalter der ruhmvollste Triumph des Ritters der von Frauenhand empfangene Lorberkranz war. Das Zeitalter des Ritterthums ist verschwunden, aber die Idee desselben ist heute noch lebendig. Die Frau und das Kind wurden dem besondern Schutze des Gesetzes unterstellt. Verführung wurde auf entsetzliche Weise gestraft. Desgleichen der Kindesmord und dieselbe Strenge wurde auch auf jene Mißbräuche ausgedehnt, welche gegen die Frauen und Töchter der Untertanen gebräuchlich waren. Die kanonischen Gesetze bestrafen Attentate gegen die Schamhaftigkeit und gegen das Leben der Kinder mit Ausschließung aus der Kirche, mit langen und schweren Bußen und Kasteiungen. Es war den Eltern verboten, ihre Kinder zu verkaufen, zu verschenken oder auszusetzen. Die Strafe, welche hierauf stand, war Verbannung oder ewiger Verlust der Freiheit. Schon im VI. Jahrhundert bestand in Lyon ein Hospital im blühenden Zustand, in welches auch ausgelegte Kinder aufgenommen wurden; ein Kinder-Asyl finden wir bereits im VIII. Jahrhundert in Mailand; im IX. Jahrhundert verordnet die Frankfurter Synode den Bischöfen, daß sie für die Erziehung von Waisenkinderinnen in eigens hiezu errichteten Häusern Sorge tragen mögen.

Karl der Große hielt nach Gott und dessen Heiligen sich selber zumeist berufen, für die Armen und die Waisen zu sorgen. Er breitete seine Wohlthätigkeit bis auf Syrien und Egypten aus. Schritt auf Schritt können wir nicht nur im Auslande, sondern auch in unserem Vaterlande Verfügungen der Gesetzgebung jener Epoche verfolgen, welche die Ausübung der Humanität betonten, zu einer Zeit, welcher der unsrigen um zehn Jahrhunderte voranging.

Das Rechts- und Gemüthsleben, die Verstands- und Herzensbildung, die Grundsätze und Ideen, welche im Mittelalter herrschend waren, zwangen Comte, den großen Meister der positiven Philosophie, zu dem Eingeständnisse: „Ich schmeichle mir nicht mit der Hoffnung, dem Leser jemals die hohe Bewunderung genugsam klar machen zu können, welche meine philosophischen Erwägungen schon seit lange über die Natur der katholischen Lebensordnung im Mittelalter in mir erweckten; ich muß diese Lebensordnung je länger desto mehr als ein politisches Meisterwerk menschlicher Weisheit auffassen“.

(Cours de la philosophie positive IV. 231.)

Die Bedeutsamkeit des Mittelalters wird erhöht durch Welt-ereignisse, welche, gleich wie sie der Kultur damals einen mächtigen Aufschwung verliehen, so in ihrer Auswirkung die Entwicklung der künftigen Jahrhunderte vorbereitet und die Zivilisation derselben

potenzirt haben. Von den Kreuzzügen, von der Erfindung der Buchdruckerkunst, von der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien, -- von alldem kann nicht gesagt werden, daß es blos dem Mittelalter zum Vortheile gereicht hätte. Es läßt sich im Gegentheile mit Bestimmtheit behaupten, daß all diese Ereignisse, gleichwie sie dem Mittelalter zum Ruhm gereichen und den Glanz desselben erhöhen, so auch gleichsam als ein von unseren Vorfahren angesammeltes geistiges Kapital heute auch schon mit ihren Zinsen unsere aktuellen Bestrebungen fördern.

Daß Ungarn an dem westeuropäischen Kulturleben theilgenommen hat und in dieser Beziehung mit dem Westen auf gleicher Höhe stand, das lassen die Ergebnisse der neueren Forschungen ahnen; ich sage ahnen, denn unsere Kulturgeschichte beginnt jetzt erst ihre Aufmerksamkeit jenen großartigen Ueberresten zuzuwenden, welche von der Kunst des Mittelalters auf uns gekommen sind. Unsere Fürsten standen zu den Herrschern der westlichen Reiche in verwandtschaftlichen Beziehungen und unter den Königen aus dem Hause Anjou konnten wir unmöglich ohne Kenntniß bleiben von den kulturellen Bewegungen in Italien. Während ferner das übrige Europa vom Osten zumal nach dem Kirchen-Schisma beinahe völlig getrennt war, stand Ungarn mit Konstantinopel in näherer Verbindung. Die Tochter Ladislaus' des Heiligen war die Gemahlin eines byzantinischen Kaisers.

Ungarn trat bereits unter Stefan dem Heiligen in den Verband der Zivilisation des Westens ein. Ungarn war die letzte Stufe der europäischen Kultur. Denn während bei uns die Ueberreste der Kultur in Werken der Baukunst, der Skulptur, der sogenannten kleinen Künste und der verschiedenen Gewerbszweige noch immer aufzufinden sind, vermögen wir gegen Osten, über die Grenzen Ungarns hinaus fortschreitend, von solchen kaum mehr eine Spur zu entdecken.

Wir haben daher keinen Grund, uns das Mittelalter als dermaßen finster vorzustellen, wie Voreingenommenheit, Interesse oder Oberflächlichkeit uns daselbe schildern; zum allerwenigsten aber haben wir Ungarn Veranlassung, jene Zeit in solchem Kolorit darzustellen.

Die Wiege unseres nationalen Lebens hat im Mittelalter gestanden und wir dürfen mit vollem Selbstbewußtsein auf jene Zeit zurückblicken, in welcher die Wurzeln

unserer verfassungsmäßigen Freiheit hatten, in welcher die goldene Bulle, diese magna charta unserer Nation entstanden ist, aus welcher die Geschichte so viele Denkmale unserer nationalen Unabhängigkeit und unseres Ruhmes verzeichnet hat. Die größten Gestalten unserer Geschichte haben damals geglänzt und ihr Glanz strahlt herüber bis in unsere Tage. Die große, staatsmännisch gestaltende Kraft Stefans des Heiligen, der unser Reich und dessen Verfassung auf jenen Grundfesten aufgerichtet hat, auf denen wir heute noch, nach mehr denn acht Jahrhunderten aufrecht stehen; der urmagyarische Charakter und die Ritterlichkeit Ladislaus' des Heiligen, dem es gegönnt war, seine Nation vollständig und endgiltig mit dem Christenthume zu versöhnen, der dem ungarischen Namen Ansehen errang durch ganz Europa, vor dem die europäischen Fürsten sich neigten, der seine Nation geliebt hat und um den zum Dank dafür die Nation drei volle Jahre hindurch trauerte; Koloman der Weise, der während er fest zur katholischen Kirche stand, der Erste unter den Herrschern Europas war, der sich bestrebte, den Herenglauben aus der Welt zu schaffen; Ludwig der Große, der die Grenzen seines Reiches so weit ausdehnte, wie bis dahin keiner seiner Vorfahren sie ausgedehnt hatte und vielleicht keiner seiner Nachfolger sie jemals ausdehnen wird; Sigismund, der das oberste Patronatsrecht der Könige Ungarns auf dem Konstanzer Konzil so kraftvoll vertheidigte, jenes Recht, welches in Ungarn bekanntermaßen eine so kostbare Bürgschaft der Eintracht zwischen Kirche und Staat bildet; Mathias Hunyady, dieser große Hort und Apostel der europäischen Civilisation, an dessen Namen nicht nur unser Kriegsrühm, sondern auch eines der herrlichsten Denkmäler unserer nationalen Kultur geknüpft ist, — welcher Ungar erhebt nicht stolz das Haupt, wenn diese Namen genannt werden?!

Geehrte Generalversammlung!

Wer die Phasen der Entwicklung des menschlichen Geistes, sei es psychologisch, sei es historisch, studiren, oder wer den kulturellen Fortschritt des Menschengeschlechtes gerecht würdigen will, der muß sich namentlich vor Einem hüten: Er darf nicht einzelne Erscheinungen aus dem Leben des Individuums, einzelne wenn auch noch so wichtig erscheinende Ereignisse aus dem Leben des Menschengeschlechtes herausreißen, denn das intellektuelle Leben des Individuums, gleichwie das kulturelle Leben des Menschengeschlechtes bildet ein einiges, untrennbares Ganzes. Die Katastrophen, welche die Kultur unterbrechen, oder die glücklichen Episoden, welche dieselbe um einen Schritt fördern, treten nicht willkürlich ein. Es ist ein großartiger Plan, in dem sie nur einzelne Details bilden; es ist ein erhabenes Ziel, dessen Erreichung die Vorsehung angeordnet hat, und wenn wir die Evolution als den Willen Gottes auffassen, welcher das Menschengeschlecht, erziehend und leitend, von Stufe zu Stufe zu immer höherer Vollkommenheit führt, so erkennen wir in dem Mittelalter eine solche Stufe, welche einerseits reich ist an Gestaltungen des Verstands- und Gemüthslebens, welche aber noch nicht soviel Kraft in sich barg, durch ihren Glanz den Schatten vollständig zu tilgen. Und wiewohl wir in dieser Richtung bedauerndes Verirrungen begegnen, wiewohl manche Einzelheiten eine tragische Voreingenommenheit des menschlichen Herzens und Verstandes zeigen, so sind wir deshalb doch nicht berechtigt, ein verdammendes Urtheil über eine ganze Periode zu fällen, welche in so bewunderungswürdiger Weise die heutige Kultur vorbereitet hat.

Niemandem wird es einfallen, die mittelalterlichen Zustände zurückzuwünschen, deren Rückkehr ja übrigens eine Unmöglichkeit ist, und es liegt ein großer Irrthum, um nicht zu sagen eine große Ungerechtigkeit darin, wenn man die katholische Kirche solcher Absichten

verdächtig. Wenn sich etwas wiederbringen ließe, dann sollte es allerdings jene tiefe Religiosität sein, welche das Mittelalter durchgeistigte; jene ideale Auffassung des Lebens, welche heute leider dem schroffen Materialismus Raum zu geben gezwungen ist; jene göttliche Kraft, welche unsere Familien durchdringend, unsere öffentliche Moral veredelnd, unserer Nation ebensolch' erhabene Geister erschaffen möchte, wie die großen Männer des Mittelalters es waren, die den Genius unserer Nation in sich aufnehmen und bei uns jenen hochfliegenden Idealismus hervorrufen möchten, ohne welchen selbst die reichsten Nationen dem Niedergange entgegensehen.

Das ist es, was wir Alle zurückwünschen möchten, die wir die Menschheit lieben, denn wir leben des Glaubens, daß dies nur zur Beredlung der Kultur dienen würde. Diesem Ideal weihet denn auch die St. Ladislaus-Gesellschaft ihre gesammte Thätigkeit, denn sie lebt der Ueberzeugung, daß sie damit unserer Nation einen Dienst erweist.

Möge Gottes Segen auch fernerhin ruhen auf dieser Thätigkeit der Gesellschaft!



